

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 1. November 1917

Der richtige Anschluss

Novelle von Hedwig von Puttkamer.

In einem Abteil erster Klasse des D-Zuges Frankfurt—Berlin sah für sich allein ein schlanker, gut aussehender Herr, unverkennbar ein Offizier in Zivil.

Die Fahrt langweilte ihn, Lesen ermüdete. Seine Nerven waren, trotz der mehrwöchigen Kur in Wiesbaden, doch noch arg herunter. Es war kein Wunder nach allem, was so im Lauf der letzten zwei Jahre über ihn hergefallen war, wie die Brandungsflut über offenen Strand. Es war sein erster Urlaub. Bis her war er noch ohne Verwundung durchgekommen. Als Nachkur nun noch drei Wochen Land- und Jagdausflug mit dem alten, lieben Jugendfreunden, die er auch seit Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte, dann ging's wieder hinaus an die Westfront. Gott allein wußte, wie es da im Frühjahr bei der neuen Offenlage der Entente von neuem losgehen würde!

Jürgen Treitsch schmales, bageres Gesicht mit der gelblichen Tropenfarbe und den tiefen Falten und Linien, die ein anstrengendes Leben und heimtückisches Fieber hineingezeichnet hatten, blickte in erstem Sinnen durch die leicht angelaufene Fensterscheibe auf das Thüringer Land, das draußen vorbeilief. Schnee lag auf Tannen und Bergkuppen, und durch die weißen, stillen Täler schlängelte sich die Saale wie ein schwarzer Kieselhaal.

Deutschland... Heimat! dachte er. Doch ich dich wieder habe, doch ich dich schätzen helfen darf! Es ist mehr, als ich damals noch hoffte. Wie geschwinde sie mich festgelegt hatten, die schilfbüchigen Ästchen da im fernen Osten, diese Männchen an Körpergröße, auf die wir hochgewachsenen Germanen so gern herabsahen, und die uns mit ihrer unerbittlichen Maste doch so marmorenschön über der Gebirge, ohne daß wir daraus besondere Veracht lernten. Sein Eigentum, das staatliche Handelshaus in Tokio, das er Hals über Kopf im Stich lassen mußte, hatten sie geschont, war ihm berichtet worden. Oh, sie waren klüger und weiterblickend, als man glaubte!

Es war doch ein tolles Wagnis gewesen, seine Flucht! Und wie es alles geendet war und geklappt hatte! Zuerst in China und dann ein Stück weiter, in Niederländisch-Indien, in Batavia, dem sehr schönen Fiebernest, wo Ruhr und Malaria ihn doch beinahe zur Strecke gebracht hätten. Aber sein zäher Körper hielt einen Puff aus, die Seereise half, auf holländischem Danzger, mit falschen, holländischen Papieren. Wie gut, daß er so spröde war! Wenn er jemals einen Jungen besitzen sollte, der mußte so viele Fremdwörter lernen, wie er nur in seinen Schläfen hineinbekommen konnte... die nügen einem Kaufmann keinmal ebensoviel wie bares Geld.

Ja, einen Jungen... überhaupt, Familie! Er stand ganz allein im Leben. Unwillkürlich senkte er. Frau genug einzunehmen... doch bisher keine dabei, die er sich so recht von Herzen als dauernde Gefährtin fürs Leben gewinnen wollte. Gerade, ehe der Krieg ausbrach, plante er eine Brautschau nach Europa, und schließlich tat er es, wobei auch das Bild der ältesten Tochter jener Freunde auf, zu dem er jetzt aufs Land fahren wollte. Die Liefertante mußte so ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt sein. Freund Kurt schrieb, seit Kriegsausbruch sei sie als Schwester tätig, er würde sie also wohl kaum antreffen. Natürlich, jedes tüchtige Mädchen mache sich heutzutage nützlich. Nur die lebenswürdigen Schmetterlinge des weiblichen Geschlechts, die Angst haben, die Arbeit möchte ihnen den Müttelstand ihrer Schönheit abstreifen, hatten sich davon frei. Sie sehen nach wie vor ihren Lebensberuf darin, den Mann zu umschänken und zu umgaukeln, bis er endlich doch der Dummheit ist und auf sie hereinfällt. Diese reizenden Geschöpfe tun so, als sei der Daseinstampf eines großen Wertes mit allen Folgeerscheinungen schrecklich nicht mehr als eine neue Modifikation, der man nun schon einmal nicht aus dem Wege gehen kann.

Er freute sich auf das kurze Wiedersehen, das sie ihm für heute Abend in Berlin versprochen hatte. Er sah nach der Uhr... Donnerstags, sie wählten Rente Verspätung haben... eigentlich sollte heute schon erreicht sein. Ungeduldig trat er in den Gang hinaus und sah nichts als gelangweilte, wartende Menschen gleich ihm.

Er setzte sich wieder, die Zigarette mußte helfen. Seine Gedanken spannten ihren Faden weiter. Warum konnte sie nicht mit ihm zusammen abreißen? Auch wieder so eine tolle Laune, die nur seine Sehnsucht neu aufspeitern sollte. Dafür war aber mit vielversprechendem Bild das Treffen in Berlin verabredet worden. Er sah jetzt alle Augenblicke nach der Uhr. Wetter nochmal, die Sache wurde kritisch! Fahrplanmäßig sollte er um 8 Uhr 10 auf dem Anhalter eintreffen, um 8 Uhr 30 sie im Salon abholen. Er durfte mit ihr speisen, auch ein Glas Sekt trinken, und ungefähr um 11 Uhr wollte sie vom Bahnhof Friedrichstraße nach Schlesien weiterfahren, stellte jedoch schon in Wiesbaden in Aussicht, daß sie... vielleicht... ihre Adresse aufschreiben könnte... wenn er sehr nett wäre... na und so weiter... worauf er ihr feurig die weiße Postkarte gesteckt hatte und sich verliebt und ungeduldig auf den Abend freute.

Und nun... er sprach auf... war das Halle? Erregt sprach er mit dem Zugführer. Der zuckte die Achseln. „Kriegszeit, liebe Herr.“ „Na, zum Teufel, und mein Anschluss?“ „Erneutes, bedauerndes Ausweichen.“ In Berlin können Sie ja über Nacht bleiben.“ Das blieb die einzige tröstliche Aussicht. Er wollte ihr von Halle beschreiben, doch man bedeutete ihm, daß bei der Ueberlastung des Drahts und dem Mangel an Beamten und Boten ein Telegramm wahrscheinlich nicht eher da sein würde als er selber. Da ließ er es und vertraute auf sein gutes Glück. Bis her hat er ja noch immer im Leben den rechten Anschluss erreicht, auch da, wo es um Kopf und Kragen ging. Sollte ihm nun ausgerechnet diesmal, wenn es sich nur um ein lustiges, verliebtes Abenteuer handelte, die Sache schief gehen? War es ihm am Ende mehr als ein jener flüchtigen Seifenblasenerlebnisse, in denen die Götter der Männer sich ebenso gern spiegeln wie die der leichtfertigen Frauen, mit denen man sie erlebt?

Er wurde sich nicht ganz klar über den Fall, und das steigerte noch die nervöse Hast, mit der er endlich aus dem Zuge sprang und am Anhalter Bahnhof feststellte, daß die Uhr bereits kurz vor zehn zeigte! Er ließ die wenigen vorhandenen Gepäckträger als galanter Mann den Damen, die mit Kindern, Hund und hundert Taschen und Schachteln reisten. Er fand sich schon allein zurecht.

Berlin, altes, liebes Berlin! Es war runde sieben Jahre her, daß er nicht hier war. Damals, als er Ende 1914 aus Holland heimkam, hatte er sich gleich bei seinem Regiment, in dem er Reserveoffizier war, gemeldet und blieb draußen, bis zum ersten Urlaub. Nun gab es ein Wiedersehen! Mit fröhlichen Augen blickte er die Treppe hinab, den Hundelöffel in der Faust. Schnell ein Auto und zu ihr! Er traute es sich schon, zu ihr Trozen und Schmolzen wieder zu verschöner!

Wo war denn der Schutzmantel mit den Wagenmarken? Heilige preussische Ordnung, bist du aus des Reiches Mitte an die Front gewandert? Draußen... kein Auto, weit und breit... nur zwei einsame Droschkentaxen! Er stürzte auf die erste los. „Bestell!“

Der Kutscher der zweiten... schwerfällig um seine Hofmanne herum, die den müden Kopf noch ihm drehte. „Schnell, Kutscher! Hotel Adlon!“ Doch der ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Nein, nicht zu machen, Herr. Ja muß erst futtern. Meine Ohe...“ Er hing dem Gaul den Futternapf vor... hat schon die ganze letzte Tour der Qualern im Bauch gehabt. Die kann er nicht mehr tun, als se duh!“ Alles Schellen, Versprechen und Bitten half nichts. Seines Wertes voll bewußt, blieb der Droschkenkutschler, wo er war. Er konnte es abwarten.

Jürgen trotz stürzte wieder nach vorn. Auf der Treppe ließ er in der Ecke mit dem Koffer gegen eine Schwester in Feldgrau, die mit einem Gepäckträger verhandelte. Verrückt drehte sie sich noch ihm um. „Nehmen Sie sich doch in acht!“ Unter dem kleinen Feldgrauen Hut mit dem roten Kreuz daran bligten ihn ein Paar dunkle Augen an. „Reizend!“ dachte er und entschuldigte sich in fliegender Hast. Rasch und versöhnt blickte er ihm nach.

An der Einfahrt standen einige Duzend tofferbeladene Menschen und holten sich um die vereinzelt Autos und Wagen, die nach einen zufälligen Reisenden zur Bahn brachten. Jürgen schaute. „O Berlin, Berlin, hast du dir verändert!“ würde der alte Niksch sagen. Das schien ja ausförschlos! Ging denn nicht irgendeine Elektrische nach dem Brandenburger Tor? Es regnete. Er trat

über den nassen Platz zur Haltestelle. Bei der ungewohnten Dunkelheit tappte er mitten in die schönsten Pfützen. Er suchte in allen Sprachen des Ostens und Occidentals vor sich hin.

An der Haltestelle das gleiche Bild. Erstens kam keine Bahn, zweitens erhob sich allgemeines Protestgeschrei, als er sich mit seinem Koffer noch hinausschwingen wollte... ein Rud der Schaffnerin und hingang sie! Da gab er es auf und endete erschöpft wieder an der Halle des Bahnhofes, wo er seinen Koffer wütend zu Boden schleuderte. „Der kann doch nichts dafür!“ sagte eine lustige Stimme neben ihm. „Nehmen Sie die Sache doch mit Humor auf!“

Die dunklen Augen der Schwester in Feldgrau lachten ihn an. Sie stand seelenruhig, die Hände in die Taschen ihrer Jacke gesteckt, da. Ihre volle, tiefe Stimme hatte direkt etwas Herabberühmendes. „Mir geht's genau so wie Ihnen.“ fuhr sie fort, „ich finde auch keine Möglichkeit, fortzukommen.“ Ihre unbefangene Sicherheit besetzte seine starke Eizigkeit. „Liebes Kind“, dachte er, „du hast auch, ich will es hoffen, kein verkapptes Stillschleichen!“ Damit war's nun aus, endgültig aus! Im Hotel fand er seine Schöne nicht mehr, und ob er noch rechtzeitig zum Bahnhof käme, schien mehr als zweifelhaft. Also konnte er nur gleich mit dem Nachtzuge nach Posen weiterfahren, das blieb sich jetzt gleich. Aber wie nach Bahnhof Friedrichstraße gelangen, noch dazu mit Gepäck? Seine Laune war unter Null. Er sah der Schwester nach, die sich wieder gleichmäßig dem Aufwandummern hingab, als er so unhöflich auf ihren gutgemeinten Trost schwieg. Sie war eine Leidenschaftsführerin... und sah reizend aus... er ging ihr nach.

„Vergeltung“, begann er und läutete den Hut, „darf ich fragen, wohin Sie wollen?“ „Bahnhof Friedrichstraße“, entgegnete sie kurz. „Aha, sie war böse, er mußte nett sein.“ Da mußte ich ja auch noch hin, nach Posen. Gestatten Sie, Jürgen Treitsch.“ Sie stuchte und musterte ihn scharf. „Doch nicht etwa der kühne Flüchtling aus Japan?“ Er nickte, ein wenig nur geschmeichelt. Da hielt sie ihm freimütig die Hand hin. „Dann sind Sie meines Vaters Freund! Ich bin Liefertote v. Wertbern.“ Entzückt über dies unerwartet reizvolle Zusammentreffen drückte er ihr die Hand. „Was machen wir nun? Ich habe mit einem Träger verhandelt, der hat einen guten Freund mit einem Handkoffer. Bis der kommt, muß ich hier warten, und dann werde ich mitmarschieren, denn man weiß ja schließlich doch nicht, wann man da verstreut. Wollen Sie heute auch noch weiter? Dann kann er ja Ihre Sachen auch gleich mitnehmen.“

Er hörte mit stiller Bewunderung, wie ruhig und selbstverständlich sie die ganze Geschichte ins rechte Licht schob und dabei so gar kein Wesens von sich als Weib machte. Sie gefiel ihm über die Maßen! Ein flüchtig vergleichender Gedanke slog zu der anderen hin... ach was, weg damit! Seifenblasen!

In angeregtem Plaudern wanderten sie einträchtig auf und ab und als er dann in später Nacht durch die spärlich erleuchteten Straßen, durch Regen und Schmutz neben dem frischen, fröhlichen Mädchen dahinschlitt, die so unergütlich alle Schwierigkeiten mit ihren feinen, klein'n Häutchen packte und beiseite zu schieben wußte, da kam ihm sein altes Berlin mit einem Male gar nicht mehr so fremd und unangenehm vor wie in der Verzweiflung des ersten Ankommens. Er lächelte vor sich hin. „Jürgen, alter Junge, am Ende hast du trotz alledem jetzt erst gerade den richtigen Anschluss erreicht!“

Die erwünschte Wirkung. Von Glasbläser Leibertz Sir Andrew Clark erzählt ein englisches Werk, die oben erwähnte Biographie Sir Wilfrid Lawsons, folgende Anekdote: Eines Tages verordnete er einem Patienten ein Glas Wein u. als dieser ihm ganz verwundert sagte, er habe ihn immer für einen Antialkoholiker gehalten, erwiderte Sir Andrew: „O, Wein hilft manchmal dazu, daß man schneller durch die Arbeit kommt. So habe ich zum Beispiel oft zwanzig Briefe nach Tisch zu beantworten, und dann ist mir ein Gläschen Champagner eine große Hilfe.“ — „Meinen Sie wirklich?“ sagte der Patient zweifelnd, „daß ein Gläschen Champagner Ihnen bei der Beantwortung der zwanzig Briefe hilft?“ — „Nein, nein“, erwiderte Sir Andrew, „aber wenn ich ein Gläschen Champagner zu mir genommen habe, kummere ich mich auch nicht den Deut mehr darum, o, ich sie beantwortete, oder nicht!“

Das Erkennen.

Novelle von Meta Samson.

Der kleine Hans Wirtenbach wurde an einem grauen, trüben Wintertag geboren. Am Mittag war noch alles in eine müde Dunkelheit gehüllt, die auf die Menschen einschließend wirkte und auf ihren Gesichtern einen Zug von Mißmut und Treulosigkeit prägte. Die Mutter des Neugeborenen war so schwach, daß sie bis in den Tag hinein schlief. Als und zu nur schlief sie die Augen halb auf, ohne sich auf die qualvolle Nacht und auf ihr Kindchen, das schlummerte in der Wiege, besinnen zu können. Herr Wirtenbach aber sah schon in seinem Kontor und rechnete. Als man ihn verwundert fragte, ob er denn heute die Ruhe zur Arbeit fände, meinte er, daß er ja schon seit Monaten auf dieses Ereignis vorbereitet gewesen wäre.

Seine schöne, an Bewerbungen reiche Frau hatte bei der Heirat geglaubt, daß die Verschlossenheit und etwas hochmütige Art Wirtenbachs eine Tiefe verbarg, die zu zeigen er sich schämte. Es reizte sie, diesen Mann zu ergötzen, der sich anders gab, als ihre übrigen Freunde, und der so selbstlicher austrat, daß sich ihm jeder rückhaltlos unterwarf. Sein Benehmen ihr gegenüber unterschied sich auch recht bedeutend von dem der anderen. Er fand keine garlichen Worten, keine sanften Schmeicheleien; selten nur erbat er sich eine Günst, und er ward nicht um sie, wenn man sie ihm verweigerte. Gerade das bestimmte seine schöne Freundin, ihn zu wählen; es gefiel ihr, daß Edmund Wirtenbach nicht mit sich spielen ließ. Nach der Heirat erst merkte Frau Helga allmählich, daß ihr Gatte ein nüchternen Geschäftsmann war, frei von jedem jarten Empfinden. Sie sah ein, daß sie alles in ihn hineingelegt hatte, was ihr für wünschenswert erschien, und daß er von alledem nichts befoh.

Der kleine Hans Wirtenbach war aus recht verschiedenartigen Stoff gebildet worden, und man hätte hoffen können, daß sich die Gegensätze der Eltern bei ihm ausgleichen würden. Er erble die Verschlossenheit seines Vaters und das harte Empfinden seiner Mutter. Ein stiller kleiner Bursche war er, an dem niemand so recht etwas zu finden wußte. Er war recht häßlich und ungelent. Er verbrachte eine recht einfache Jugend; mit anderen Kindern vertrat er sich nicht. Seine Mutter war die einzige, die er liebte. Wenn sie ihm zärtlich über den Kopf strich, zeigte er sich ungehalten und verlegte zugleich, obwohl er für diese Zärtlichkeit überaus empfänglich war. Die Mutter, welche sein Verhalten für Unwillen hielt, unterließ es immer mehr, sich ihm zärtlich zu erweisen, besonders da ihr das Kind wie ein fremdes erschien, das ihr nicht gehörte.

Frau Wirtenbach entfremdete sich ihrem Heim mehr und mehr. Sie suchte die Zerstreuung, die sie zu Hause nicht finden konnte, überall, wo sie sich ihr bot; nicht aus Oberflächlichkeit, sondern aus Lebensbunger. Hans ging still seinen Weg. Es bemerkte ihn seiner. Sein Vater ging so gut wie gar nicht auf ihn ein. Seine Zurückhaltung dem Sohne gegenüber war keine Gleichgültigkeit, sondern entsprung nur seiner trodden Lebensanschauung, daß jeder Mensch sich am besten aus sich selbst heraus entwickel und im Grunde einer wie der andere wäre. Dadurch fehlte über seinem Scher der Vater, der Kraft und Selbstbewußtsein in ihm sah.

Hans war lang aufgeschossen. Seine kräftige, recht entwickelte Gestalt fand im Witzerspruch zu den kindlichen Zügen seines Gesichts. Es mußte ihm jemand sehr lange betradeten, um etwas Eigenes herauslesen zu können. Er kam in das Alter, wo andere Knaben schon nach der Kunst der Mädchen hielten; er selber war viel zu häßlich und unfählich, um einen Erfolg zu erhoffen. Und er hatte ja eine Mutter, die schon war! Bald merkte er, daß er eifersüchtig auf sie wurde, wenn sie mit anderen sprach, so innig und liebevoll, wie er es nie von ihr gewohnt war. Sie gehörte zu den Frauen, die für alle Menschen ein Verständnis haben, als für das eigene Kind. Hans entsann sich, daß er sich als Knabe oftmals kleine Wunden zugefügt hatte, nur um von ihrer Mutter bedauert zu werden und ihre sanften Worte zu hören. Heute war er zu alt dazu, aber das Be-

dürfnis nach Zärtlichkeit war deshalb nicht geringer geworden.

Er sah die Mutter in letzter Zeit oftmals mit einem Arzte zusammen, und es schien ihm, als ob hier ein tieferes Verständnis läge, als es bei gesellschaftlichem Verkehr üblich war. Einmal hörte er, wie der Arzt zu seiner Mutter sagte: „Sie würden glücklich sein, gnädige Frau, wenn Sie um jemand eine Sorge hätten. Sie sorgen sich um keines von beiden!“ — „Sonst meinte man immer, ich wäre in eine falsche Erde gepflanzt worden“, entgegnete sie ein wenig getränkt. — „Selbst Frauen, die glücklich sind, hören gern, daß sie es noch besser verdient hätten“, meinte der Arzt. „Irgendeine unerfüllte Sehnsucht, die in jedem Menschen liegt, begründet die Frau in ihrer Eitelkeit oder übertriebener Empfindsamkeit damit, daß sie auf einem falschen Wege steht. Glauben Sie mir, Frau Helga, nur die Frau gibt dem Heim, dem sie vorsteht, das Gepräge; sie wird von ihrem Haus zur Anpassung, je nach ihrer Klugheit und nach ihrem Empfinden kann sie es zu sich selber emporziehen oder auch herunterzerren. Nicht bestimmt, sondern sie macht ihr Heim zu dem, was es ist.“ — „Ich dachte, Sie wären der einzige der meine Unzufriedenheit verstehen könnte, lieber Doktor, aber selbst Sie wendeten sich von mir ab.“ Sie weinte leise, und in ihres Sohnes Herz, der an der Tür lauachte, krampte sich alles vor Weh und Bitterkeit zusammen. „Sie haben gewiß nicht so unrecht mit dem, was Sie sagen“, fuhr sie fort; „nur das wirkt so bestreibend, daß das etwas ausgeprägtere Empfinden und das anspruchsvollere Gefühl einer Frau, wenn es sich über den Durchschnitt erhebt, mit einem herablassenden Lächeln des Mannes für „überspannt“ erklärt wird.“ Mit müdem Lächeln verlieh Frau Helga das Zimmer, und Hans eilte lieh hinaus, um seine Gegenwart nicht zu veraten. Er wußte, daß er seine Mutter verstand, besser als alle anderen; daß er sie mehr liebte, als eine Mutter von einem Sohne geübt wird. Der stille einsame Junge überlegte und fand heraus, daß die Mutter mehr Liebe für ihn empfinden konnte, wenn sie sich einmal nur um ihn geforgt hätte, und daß eine Sorge, bei der die Pflichten nicht fernbleiben, sie zufriedener gestimmt hätte. Seine Mutter hatte sich hin und her streifen lassen, wie eine Fremde, die eine Heimat suchte und nirgends fand; die mehr verlangte, weil sie tiefer empfinden konnte, als die anderen. Doch überall war sie auf kalte, bedrückende Überlegenheit oder gedankenlose Oberflächlichkeit gestossen. —

Als der Krieg hereinbrach, der den Menschen ein neues Sein, ein neuerartiges Handeln und Denken aufzwang, wurde auch Hans bis ins Innerste davon berührt. Nach drei Tagen ließ er sich im Kontor des Vaters melden. Bis her hatte ihn eine unbestimmte Scheu davor zurückgehalten; doch das kaum glaubhafte Ereignis, das so plötzlich in jede Familie ebenso niederdrückend wie belebend eingegriffen hatte, reizte den einzelnen so wie das ganze Volk und dülerte weder äußere noch innere Hemmungen. Auf das „Herin“ des Vaters in das kalte, etwas zu große Zimmer und aus Furcht, den mühsam gesammelten Mut zu verlieren, ließ er eilig heraus: „Ich will mit, Vater! Ich bitte um Deine Einwilligung.“ Herr Wirtenbach sah ihn erstaunt an. Er hielt seinen Sohn, der gerade 18 geworden war, für nicht sehr selbständig. „Ich will mit, Vater“, sagte er noch einmal in so energischem Ton, daß Herr Wirtenbach sich nicht genug wundern konnte. „Weißt Du auch, was Du tust?“ „Ja Vater!“ „Und wenn Du nicht zurückkommst?“ „Ich bin ganz gut zu entbehren! Ueberbleib Dir's, Vater!“ Dann ging er hinaus. Die kurze, energische Art des Sohnes gefiel Herrn Wirtenbach. Er zögerte nicht lange mit der Einwilligung. Hans empfand es dankbar. Ihm war, als hätte sein Leben nun eine Bestimmung erhalten. Er ging aus sich heraus und zeigte ein selbstischeres Auftreten, das ihn älter erscheinen ließ, als bisher.

Beim Abschied war Frau Wirtenbach bleich und erregt. Immer wieder strich sie ihrem Jungen über das Haar, so wie ganz früher einmal. Er sah sie gerührt an. „Laf man, Mutter“, tröstete er. „Es wird alles schon gut werden, und dann — dann hast Du ja jennad, um den Du Dich Sorgen kannst.“ Bei diesen Worten sah sie ihn fragend an. Er wich ihrem Blick nicht aus. Ein plötzliches Verfluchen dümmerte in ihr auf, all dessen, was er gewußt und gelitten hatte. Er wachte in ihr zum ersten Male die wahre, alles erschellende

Mutterliebe, nun, da er sie verlassen mußte. Ihr war, als müßte sie in diese letzten Minuten alle bisher versagte Zärtlichkeit legen, und selbst Herrn Wirtenbachs Augen belamen einen Schimmer von Güte, als der Sohn flüßerte, so daß auch er es verstehen konnte: „Ich bin ja so glücklich, Mutter.“

Frau Helga durchlebte nun eine Zeit voller Sorgen. Sie ging im Geiste die ganzen Jahre seit der Geburt des Jungen zurück, und es kam ihr immer mehr zum Bewußtsein, daß sie sich nie bemüht habe, ihn zu verstehen. Es schien ihr auf einmal, als sähe sie mit neuen Augen. Sie wußte sich jetzt auf Einzelheiten zu besinnen, die ihr das Wesen ihres Sohnes mehr und mehr erklärten. Wie ein plötzliches Erwachen kam es über sie, und es erschien ihr zweifellos, daß der Junge fortgezogen war, um ihrem Leben einen Inhalt, eine Sorge zu geben. Trotz aller Gevissensqualen, aller Angst und Kümmernis fühlte sie sich reich, reicher als zuvor. Und Hans, auf dessen junges, verschlossenes Gemüt der Arzt mit seinen Schrekknissen furchtbare und erregende Wirkte, als er ihn öffnen konnte, fand Ruhe und seelischen Halt im Gedanken an die Mutter. Es war wie eine heimliche große Liebe, die hinüber und herüber zog.

Bei einem Sturmangriff verlor Hans Wirtenbach einen Arm. Die Ärzte fürchteten, daß der junge Freiwillige die Erregung nicht gut überleben würde! Er lag mehrere Tage bewußtlos und erwachte dann, um gleich darauf wieder einzuschlafen. Er war sehr schwach und schlief nur selten die Augen auf. An einem trübem, regnerischen Tage, an dem alles wie mit einem schmutzigen grauen Schleier bedeckt schien, besuchte ihn seine Mutter, die man vom Loggietisch aus benachrichtigt hatte. Zugezogen sie in sein Bett und strich sanft dem Jungen das feuchte Haar aus dem Stin. Da erwachte er. „Mutter!“ — Der Arzt und die Schwester standen an der Tür, da sie eine erregte Szene beobachteten; noch hatten sie dem jungen Freiwilligen nicht zu sagen gewagt, was ihm zugefallen war.

Ob er nun doch schon den fehlenden Arm bemerkt hatte, oder ob er im Fieberdampf davon geträumt haben mochte, plöglich sprach er: — und es klang nicht jammervoll und klagen, sondern ruhig und zuversichtlich: „Nun mußt du für mich sorgen, Mutter!“ Der Arzt und die Schwester betrachteten sich verwundert. Sie entsannen sich nicht, jemals Ähnliches erlebt zu haben. Frau Wirtenbach aber sah zwischen Lachen und Weinen an seinem Bett. Eines solchen Sohnes Mutter sein zu dürfen! „Mein Kind, du!“ weiter konnte sie gar nichts sagen. Sie sprach es wieder und wieder und streichelte ihm die Hand, die feucht von ihren Tränen war.

Und Hans Wirtenbach schien es, als hätte er nicht nur mit anderen getämpft, sondern auch allein; als hätte er nicht nur mit Tausenden Siege errungen, sondern einen für sich, von dem er nur wußte und der ihm größer dünkte als alle anderen.

Ein selbstbewußter Musiker.

Nicola Tomelli, der bis 1765 als Hofkapellmeister in Stuttgart lebte, wurde infolge seines künstlerischen Rufes für die Stelle eines Dirigenten an der Peterskirche in Rom vorgeschlagen. Der Ruf eines unbedarftigen Musiktheoretikers ging ihm voraus, als er in Bologna erschien, um von dem Maestro Martin die näheren Bedingungen seiner Anstellung entgegenzunehmen. Sie lauteten dahin, daß er sich vor einem Kunststritterkollegium in Rom einer öffentlichen Prüfung unterziehen solle. Darauf stellte Tomelli die Gegenbedingung: Nicola will ich mich der geüblichen Prüfung unterwerfen, wenn mir meine Examinatoren versprechen, sich nach beendeter Prüfung aus von mir öffentlich prüfen zu lassen.“ Schon am nächsten Tage erhielt Tomelli seine Ernennung, aber von einer Prüfung war nicht mehr die Rede.

Treffend bemerkt. Fräulein zum Herrn des Hauses, dessen vielen Namen und Edelheiten sie grundlosweise täglich erzählt und zu hören bekommt: „Herr Müller, wissen Sie, ich habe mich als Jofe und nicht als Magablaiber zu Ihnen verdingt!“

Der Kranke sprach: „Patient: „Schön, aber welches?“ Arzt: „Welches?“

Patient: „Natürlich! Ich hab' doch neun!“